



Annette Schymalla – An der Hoffnung festhalten: Werner Röhr

## **Werner Röhr**

27. September 1941 – 29. Dezember 2022

Herausgegeben von der  
Gruppe Arbeiterpolitik. Berlin



Fritz Duda, »Erschießung« (1947)

# Werner Röhr

27. September 1941 – 29. Dezember 2022

Abschied nach über 30 Jahren der Zusammenarbeit und Freundschaft. Dass sie zustande kamen, verdanken wir dem Berliner Maler und ehemaligen KPD-O Genossen Fritz Duda (1904–1991), der uns bereits vor dem Mauerfall 1989 nahegelegt hatte mit Werner Kontakt aufzunehmen – aus politischen Gründen und wegen seiner wissenschaftlichen Arbeiten als Historiker, aber auch wegen der Zugehörigkeit seiner Mutter Christa Röhr, geb. Fricke, zur Kommunistischen Opposition. Dazu Werner in seiner Rede bei ihrem Begräbnis am 21. Dezember 2012:

*»Von allen sechs Geschwistern war Christa die einzige, die den Weg in die sozialistische Arbeiterbewegung fand und an dieser Entscheidung ihr Leben lang festhielt. Nach dem Schulabschluss trat sie 1930 in Spandau in die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) ein.*

*Die Gruppe der SAJ in Spandau umfasste im Jahre 1930 etwa 40 Jugendgenossen und ein paar Dutzend Mitläufer. Christa gehörte zu den jüngsten. Unter Leitung von Erich Meier war die Jugendgruppe sehr rührig und sehr kämpferisch. Deutschlandweit bekannt wurde ihr spektakulärer Übertritt zum Kommunistischen Jugendverband am 14. Juni 1931. Die Mehrheit des aktiven Kerns der Spandauer SAJ-Gruppe, darunter fast der gesamte Vorstand, trat zum Kommunistischen Jugendverband über, unter ihnen Erich Meier, Erich Röhr, Werner Röhr (Werners in Stalingrad ums Leben gekommener Vater), Erwin Lenz und Christa Fricke. Ihr Übertritt richtete sich gegen die Unterstützung der Politik des Panzerkreuzerbaus durch die SPD und der Tolerierung des Kabinetts Brüning.*

*Den letzten Anstoß für die Aufsehen erregende Entscheidung hatte der Leipziger Parteitag der SPD vom Mai/Juni 1931 gegeben, auf dem Fritz Tarnow das Wort geprägt hatte, die SPD solle sich als »Arzt am Krankenbett des Kapitalismus« fühlen und die Aufgabe übernehmen, diesen wieder gesund zu machen. Die Mitglieder des Vorstandes Erich Meier, Erich Röhr, Walter Schmidt, Werner Röhr, Heinz Deniselle und Eugen Tüchel richteten einen Appell an ihre in der SAJ verbliebenen Jugendgenossen, sich nicht weiter für die »verräterische Politik der Panzerkreuzer, des Polizeisozialismus und der faschistischen Notverordnungen« ködern und vom Klassenkampf abhalten zu lassen (»Rote Fahne«, 15.6.1931).*

*Der Spandauer KJVD war dann in den Jahren 1930 bis 1933 besonders aktiv im Kampf gegen die Nazis. Von den vielen bekannten Aktionen sei hier nur eine erwähnt: Auf einer im Spandauer Lokal »Pferdehimmel« angekündigten Großveranstaltung der Nazis sollte Goebbels sprechen. Zur Hälfte hatten den Saal Antifaschisten besetzt. Erich Meier fiel Goebbels ins Wort, es entstand ein Riesentumult. Die überall im Saal postierte SA stand wie gelähmt, Goebbels entwich*

*durch ein Toilettenfenster. Ein großer Erfolg. Er hat nicht verhindern können, dass Spandau dennoch zum Einfallstor wurde, durch das der NSDAP-Gauleiter Goebbels in Berlin einen Fuß auf den Boden kriegte. Die drei Spandauer SA-Stürme standen dann den berüchtigten SA-Mördern aus Charlottenburg und Köpenick in nichts nach. Der bestialische Mord an Erich Meier am 11. März 1933 schockierte Spandau, er blieb ungesühnt: Eine Prozess-Farce von 1933 wiederholte sich nach 1945 noch mal.*

*Mehrere Spandauer Jungkommunisten zogen nun in andere Stadtbezirke, darunter mein Vater Werner Röhr. Er ging zunächst nach Charlottenburg, dann als Arbeitsloser zwei Jahre zum Arbeitsdienst außerhalb Berlins. Danach wurde er Lagerarbeiter bei Siemens. Beide Eltern hielten ihre Verbindungen zu Spandauer Jugendgenossen aufrecht. Die naive Mär, Helden ohne Furcht und Tadel hätten keine Angst, brauchten sie also nicht erst zu überwinden, stimmt nicht. Als Christa Röhr zum ersten Mal im Treppenhaus bei Siemens Flugblätter hinabwarf, schlug ihr das Herz bis zum Halse. Sie wollte der Gestapo mit ihrer Tat beweisen, dass Flugblattaktionen mit der Verhaftung der Verteiler nicht aufhören, im Grunde ging es um eine die Verhafteten entlastende Solidaritätsaktion. Es sollte nicht bei der einen bleiben.*

*In der Spandauer Jugendgruppe lernte Christa Fricke Werner Röhr kennen. 1912 in Spandau geboren, hatte er nach der Volksschule den Beruf des Schriftsetzers beim »Spandauer Volksblatt« erlernt. Auch er wurde entlassen, kaum hatte er den Lehrbrief erhalten. Auch er hat niemals im Leben in seinem erlernten Beruf arbeiten können. Als Lehrling war er dem Deutschen Metallarbeiterverband und der SAJ beigetreten. Mit der Mehrheit der Jugendgruppe Spandau unter Erich Meier trennte sich Werner Röhr 1931 von der SAJ und trat zum KJVD über. Wegen seines Widerstandes gegen die pseudolinke, sektierische Politik der KPD wurde er aus dieser Partei Ende 1931 wie Erwin Lenz und andere Jugendgenossen ausgeschlossen. Sie traten der KJO bei. In deren illegaler Tätigkeit nach 1933 war er gemeinsam mit den Freunden Erwin Lenz, Erwin Kluge, Herbert Krug, Fritz Duda, Heinz Gerber u.a. aktiv, unterbrach diese Tätigkeit aber im November 1936 wegen der Verhaftungen und des Prozesses gegen das Berliner Komitee der KPD (0).*

*Im Februar 1937 war es der Gestapo gelungen, das (3.) Berliner Komitee zu verhaften. Der Kurier zwischen dem Auslandskomitee und dem Berliner Komitee der Partei (Hans Löwendahl), der aufgrund seiner Funktion viele Funktionäre kannte, verriet sie unter der Folter. Bei dem Prozess gegen Walter Uhlmann und Genossen vor dem sog. Volksgerichtshof erhielten Werner Müller und Kurt Weise je 15 Jahre Zuchthaus, Walter*

*Uhlmann, Otto Oehring und Theo Gabbey je acht Jahre Zuchthaus, Ernst Paul vier Jahre und Willi Haeseke zweieinhalb Jahre.*

*Im November 1937 fand vor dem VGH der nächste Prozess gegen Mitglieder der illegalen KPD (0) statt, in dem u.a. die Freunde und Mitkämpfer Herbert Krug, Erwin Lenz, Heinz Gerber, Erwin Kluge angeklagt und zu vier bzw. zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wurden. Die verhafteten und angeklagten Mitglieder konnten Werner Röhr aus dem Prozess heraushalten. So konnte er die illegale Tätigkeit bald wieder aufnehmen.*

*Werner Röhr und Christa Fricke heirateten 1937, sie fanden eine Wohnung in Charlottenburg. Hier wurde auch 1941 ihr einziger Sohn 8der jetzt verstorbene Werner Röhr] geboren.*

*Beide Eltern waren aktive Antifaschisten. Das bewahrte sie vor Verführungen der Nazis, nicht aber vor deren Zwängen. Es blieb meinem Vater nicht erspart, für eine Sache, die niemals die seine war und die er aktiv bekämpfte, in den Krieg ziehen zu müssen. 1939 wurde er zum Wehrdienst eingezogen und erst in Frankreich, dann in der Sowjetunion eingesetzt. Er diente in einer kleinen Funker-Einheit von sechs Mann, wo er als Obergefreiter der einzige im Mannschaftsdienstgrad war. Er hat sich nicht gedrängt, für den Raubkrieg seine Knochen hinzuhalten, dennoch starb er für die falsche Seite. Es war ihm nicht gelungen, seine Absicht überzulaufen auch zu verwirklichen. Ob er es versucht hat und dabei von »Kameraden« erschossen wurde, ob er in Stalingrad verhungert oder erfroren ist, wir wissen es nicht. Die letzten Nachrichten erhielt Christa Röhr nach dem 19. November 1942 aus dem Kessel von Stalingrad. Danach galt ihr Mann als vermisst. Über viele Jahre hielt sie die Hoffnung aufrecht, er könnte vielleicht doch überlebt haben, obwohl die wenigen Rückkehrer alle vom großen Massensterben deutscher Soldaten in Stalingrad berichteten. Selbst nachdem sie meinen Vater 1948 für tot hatte erklären lassen, um für den Sohn eine Halbwaisenrente zu erhalten, flackerte diese Hoffnung hin und wieder noch auf und erstarb erst nach vielen Jahren.*

*Schaut man von heute auf Christas Leben zurück, so tritt mit dem größeren zeitlichen Abstand deutlich hervor, dass die beiden Schläge von 1943, der Tod von Werner Röhr in Stalingrad und der Verlust der Wohnung in Berlin, ihrem Leben eine entscheidende Wendung gaben. Christa Röhr verlor ihren persönlichen, ihren politischen und ihren örtlichen Lebensmittelpunkt, um nie wieder einen gleichen zu finden.*

*Mit der Entscheidung, Berlin zu verlassen, verlor sie auch die Verbindung zu den persönlichen und poli-*



Christa Röhr, ca. 2010

*tischen Freunden aus der Jugendzeit. Das mag Anfang der 1950er Jahre situativ von Vorteil gewesen sein, als die SED die ehemaligen KPD (0) Mitglieder aus der SED und der VVN ausschloss und/oder sie verfolgte. Ihr gemeinsamer Freund, der Maler Fritz Duda, war 1946 zielstrebig in die SED eingetreten, weil er es politisch für falsch hielt, die KPD (0) fortzuführen. 1950 wurde er wegen seiner früheren KPD (0) - Mitgliedschaft aus der SED gestrichen und erhielt als Maler bis 1956 keinen einzigen Auftrag. Auch Erwin Lenz, der beste Freund meines Vaters, war 1947 in die SED eingetreten. Er arbeitete in der DDR im Industrieministerium bzw. als Werkdirektor eines Großbetriebes. Lenz wurde 1955 verhaftet und der Agententätigkeit, Partei- und Staatsfeindlichkeit und weiterer derartiger Sünden beschuldigt. Christa erfuhr davon nichts. In der thüringischen Kleinstadt, wo sie als Lehrerin debütierte, wusste man nichts von der politischen Parteivergangenheit ihres Mannes. Aber 1952 wurde sie wegen despektierlicher Äußerungen über Stalin von der SED, der auch sie angehörte, in den Kandidatenstand zurückversetzt.*

*Auf lange Sicht aber war es verhängnisvoll für sie, dass sie von dem politischen Freundeskreis ihrer Jugend, von den Mitkämpfern ihrer antifaschistischen Widerstandsgruppe entfernt war und blieb.«*

Bei der Beerdigung von Fritz Duda am 13. Juli 1991 hatte Werner Röhr die Abschiedsworte gesprochen – nachstehend angefügt aus »Arbeiterpolitik« Nr. 5/1991. Aus der Begegnung mit ihm auf dem Friedhof in Berlin-Pankow

ergab sich die langjährige Freundschaft und politische Zusammenarbeit. Ob er sich trotz seiner Erkrankung noch zum Krieg in der Ukraine äußern konnte, ist uns bislang nicht bekannt. Aber wir können davon ausgehen, dass für ihn weiterhin gegolten hat, was er 2012 einleitend zu seinem Nachruf auf seine Mutter geschrieben hat: »Verflucht sei dieser Krieg, der ihr den Mann und mir den Vater nahm, verflucht seien die Kriegsherren Hitler und seine Partei, verflucht die Rüstungs- und Kriegsprofiteure der deutschen Großindustrie und Banken.«

Er verweigerte sich jedem ideologischen »Entweder-oder« und hinterfragte, was sich konkret ereignete: »Die schwarze Legende wird nicht überwunden durch eine weiße, sondern allein durch die historische Wahrheit.« 2001, als sich abzeichnete, dass mit dem Nato-Krieg gegen Jugoslawien, zugleich dem ersten Angriffskrieg Deutschlands seit 1939, die seitdem fortschreitende Einkreisung Russlands begonnen hatte, schrieb Werner: »Der erneuerte deutsche Nationalstaat strebt nach alter imperialistischer Normalität, d.h. nach Kriegführungsfähigkeit und behält sich das Recht auf Krieg nicht nur theoretisch vor. 1999 nahm er an dem NATO-Aggressionskrieg gegen ein Land teil, das im 20. Jahrhundert bereits zweimal Opfer deutscher Aggressionen war. Für Weltkriegsforschung als Friedensforschung besteht amtlich kein Bedarf.« (Supplement zur Zeitschrift »Sozialismus«, 2001/10). Und am 20.05.2005 ergänzte er unter dem Titel »Opfer, Opfer, Opfer! Neucodierung der Sicht auf den zweiten Weltkrieg beim Weltmeister der ‚Vergangenheitsbewältigung‘: Die Vergangenheit kann vergessen oder erinnert, verschwiegen oder erforscht, aber nicht ‚bewältigt‘ werden wie eine Aufgabe, weil sie nicht nachträglich ungeschehen gemacht werden kann. ‚Bewältigt‘ – im Sinne von überwunden werden – kann sie nur durch einen radikalen praktischen Bruch mit den Prinzipien, Regelungen und Praktiken dieser Vergangenheit, überwunden werden können die Folgen dieser Vergangenheit nur, wenn die Implikationen dieser vergangenen Handlungen und Anschauungen bewusst und praktisch aufgehoben werden. Ein deutscher Nationalstaat, der erneut imperialistische Kriege führt, hat trotz aller Gedenkrituale die Vergangenheit faschistischer Kriege nicht ‚bewältigt‘, sondern reproduziert deren imperiale Großmachtspolitik.«

Karl Heinz Roth hat wenige Tage nach dem Tod von Werner einen Nachruf veröffentlicht, den wir in dankbarer Zustimmung nachstehend weiterreichen:

**Karl Heinz Roth**

## **Forschung als Flaschenpost**

**Wer die Wahrheit sucht,  
wird immer wieder anecken:**

**Zum Tod des Historikers und Philosophen  
Werner Röhr (1941–2022)**

Am 29. Dezember ist der Historiker und Philosoph Werner Röhr im Alter von 81 Jahren in einem Berliner Pflegeheim gestorben. Seine letzten Lebensjahre waren von gesundheitlichen Katastrophen überschattet. Verbissen kämpfte er gegen sie an. Nun hat er das aussichtslos gewordene Ringen verloren. Die Todesnachricht kam trotzdem unerwartet.

Ein unbeschwertes Leben kannte Röhr wohl nie. Er entstammte einer Familie der Arbeiterbewegung, sein Vater starb in Stalingrad. Als kleiner Junge wurde er aus seiner zerbombten Geburtsstadt Berlin nach Wernigerode evakuiert. Dort wurde seine Mutter nach der Befreiung als Junglehrerin tätig. Der Halbweise wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf.

Aber er war vielseitig begabt. Er gründete an der Oberschule einen marxistischen Arbeitskreis und entwickelte zahlreiche – auch musische – Fähigkeiten. Nach dem Abschluss an der Oberschule kehrte er nach Berlin zurück und begann an der Humboldt-Universität ein Studium der Philosophie und Geschichtswissenschaft. 1971 wurde er mit einer Arbeit über den philosophischen Anthropologen Arnold Gehlen promoviert, dessen auf Anpassung und Gehorsam getrimmte »Institutionenlehre« er kritisch unter die Lupe nahm. Fünf Jahre später folgte die Promotion B, die faktische Habilitationsschrift, in der er das Problem der Aneignung untersuchte. Dabei entwickelte er eine Antithese zu Gehlen mit unmittelbarem Praxisbezug. Er entwarf eine materialistische Anthropologie, die den Prozess der Vergesellschaftung mit der Herausbildung selbstbewusst handelnder Individuen verknüpfte. Für Röhr stand und fiel die sozialistische Perspektive mit der Entfaltung einer spezifischen Persönlichkeit, die sich die Wirklichkeit immer wieder neu aneignet und in sie verändernd eingreift.

### **Maxime eines Lebens**

Das war eine bemerkenswerte intellektuelle Visitenkarte. 1977 erhielt Röhr eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften. Die Türen schienen dem sich für die Er-

neuerung des DDR-Sozialismus engagierenden Nachwuchsakademiker weit offenzustehen.

Aber es kam anders. Der materialistisch gewendete Wahrheitsbegriff war zu Röhrs Lebensmaxime geworden. Das hatte Folgen, denn er schloss taktisches Verhalten und Anpassungen aus, die das Vorankommen erleichtern. Er war aber auch unduldsam denjenigen Kolleginnen und Kollegen gegenüber, bei denen er opportunistische Tendenzen oder mangelnde analytische Kompetenz wahrnahm. So eckte er immer wieder an – bei Vorgesetzten und Kollegen gleichermaßen. Als er in einer philosophiegeschichtlichen Quellenedition das DDR-offizielle Geschichtsbild des Nationaldichters Goethe dekonstruierte, sorgte er in den kulturpolitischen Spitzeninstanzen der DDR für helle Aufregung. 1981 wurde er aus der SED ausgeschlossen, weil er gegen die Abstrafung eines dissidenten Philosophenzirkels an seinem Institut protestiert hatte.

Er wurde an das Akademie-Institut für Geschichte strafversetzt, dem er bis zu seiner Auflösung im Jahr 1991 angehörte. Dort arbeitete er in Forschungsgruppen mit, die die Expansionspolitik des deutschen Faschismus rekonstruierten. Die obrigkeitlich verordnete Kooptation erwies sich rasch als Glücksfall, denn Röhrs methodische und begriffliche Kompetenz wurde dort dringend benötigt. Spannungen konnten dabei nicht ausbleiben, aber seine Forschungsgruppenleiter wussten mit ihm umzugehen. 1989 veröffentlichte Röhr im Rahmen der Quellenedition »Europa unterm Hakenkreuz« einen mustergültig bearbeiteten und kommentierten Dokumentenband über die Okkupation und Vernichtung Polens. Als die Ressourcen der DDR-Geschichtswissenschaft zwei Jahre später zerstört wurden, fehlten noch die abschließenden Vergleichsstudien und der Registerband. Nun ergriff Röhr die Initiative. Es gelang ihm und einem Team engagierter Mitarbeiterinnen, innerhalb von fünf Jahren zwei Ergänzungsbände zu veröffentlichen, die das Projekt »Europa unterm Hakenkreuz« zu einer erstrangigen Publikation der vergleichenden Okkupationsforschung gemacht haben.

### **Anpassung ausgeschlossen**

Auf diese Anstrengung folgten zwei weitere Jahrzehnte intensiven historiographischen und geschichtspolitischen Arbeitens, die im Rückblick außergewöhnliche Dimensionen gewinnen. Es gelang Röhr und anderen »abgewickelten« Kolleginnen und Kollegen, einen organisatorischen Rahmen zu schaffen, der die Folgen ihrer Ausgrenzung weitgehend zu kompensieren vermochte: die Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung, ein ihr zugeordnetes Bulletin und einen Wissenschaftsverlag (Edition Organon). In diesem Netzwerk entstanden, auch diesmal keineswegs konfliktfrei, erstaunliche Ergebnisse, die wichtige Aspekte der historischen Faschismusanalyse thematisierten. Sie

wurden hierzulande totgeschwiegen, nicht aber im Ausland. Doch sie sind in der Welt und werden noch ihren Weg machen.

Es gibt einen weiteren Schwerpunkt, der Röhr einen bleibenden Platz in der Historiographiegeschichte sichern wird: seine kritische Begleitforschung zur »Abwicklung« der DDR-Geschichtswissenschaft durch den Mainstream der westdeutschen »Zunft«. Röhr ergänzte seine früheren Recherchen durch die systematische Befragung und Berichterstattung seiner marginalisierten Kolleginnen und Kollegen und publizierte 2011 eine minutiöse Darstellung der »Abwicklung«, die ihm und einer ganzen Historikergeneration den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Ein Jahr später folgte ein zweiter Band, eine Art Gegenevaluierung, in der er die Stärken und Schwächen der DDR-Geschichtsschreibung anhand einiger repräsentativer Schwerpunkte gegeneinander abwog.

Dass sich Röhr weiteren Forschungsfeldern widmete und mehreren ausgegrenzten Vorbildern und Weggefährten Denkmäler setzte, so etwa dem Maler Fritz Duda und dem Ökonomen und Publizisten Hans Günther, kann ich hier nur anmerken. Zudem übernahm er Mitte der 90er Jahre eine Gastprofessur an der Universität im polnischen Zielona Gora. Aus den dort gehaltenen Vorlesungen ging eine bemerkenswerte Studie über die antike Philosophie hervor.

Vielleicht war es eine List der historischen Vernunft, dass der ohnedies zum Scheitern verurteilte Praxisphilosoph in die historische Forschung hineinkatapultiert wurde. Dort hat er auf den institutionellen Untergang seines Fachs mit historischen Analysen geantwortet, die die vergleichende Okkupationsforschung enorm bereichert haben. Hinzu kommt die Dokumentation der »Abwicklung«. Auch sie ist in der Welt, wenn auch nur als Flaschenpost. Spätere Generationen werden sie öffnen und über jenen Historiker staunen, der die Nomenklatura seines Lands äußerst kritisch beurteilte und trotzdem an den Hoffnungen festhielt, die er mit der DDR verbunden hatte. Als ihn ein westdeutscher Fachkollege einmal am Rand einer Tagung fragte, wie er sich jetzt als Bürger eines »neuen Bundeslands« fühle, erwiderte Röhr, er habe seine soziale, kulturelle und poetische Heimat verloren. Jetzt sei er vaterlandslos – und zwar für immer.

**Karl Heinz Roth**

jW 07.01.2023 / Feuilleton / Seite 11

Nachruf von Werner Röhr auf Fritz Duda  
aus Arbeiterpolitik Nr. 5, 1991

**»...und irgendwo die schwarze Kontur einer Kohlenhalde. Abfallgruben, Bahnübergänge, Telegrafmasten und über allem ein milchig- oder schiefergrauer Himmel. Das war die Landschaft und die Welt des jungen Malers, die er liebte und hasste und die es zu verändern galt.«**

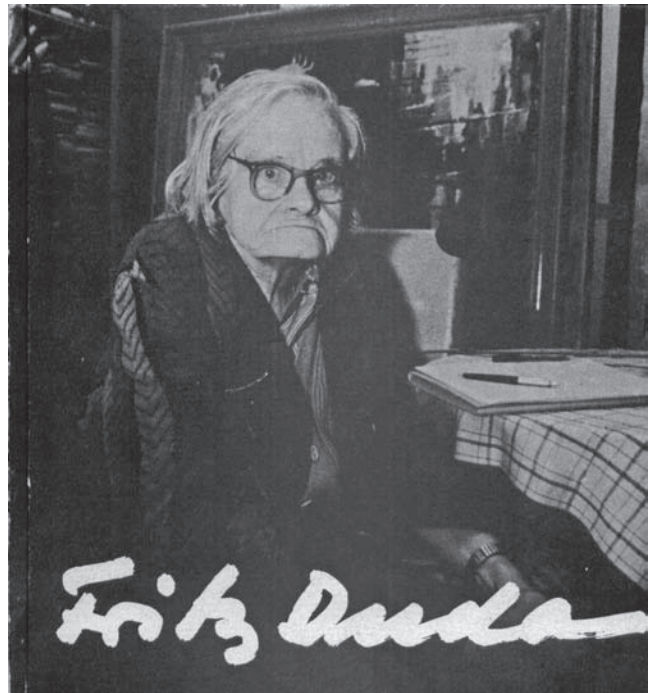
(Fritz Cremer, 1962)

Siebzehn Jahre ist Fritz Duda alt, als er in der Zechensiedlung Horst-Emscher (Gelsenkirchen) – sein Vater ist Bergarbeiter – Zeuge der Kämpfe zwischen den klassenbewussten Arbeitern und den Kapp-Putschisten wird. Er kommt darauf zu, als ein Offizier der Putschisten vor dem Haus seiner Eltern einen entwaffneten Arbeiter erschießen lässt. Er will zu Hilfe eilen – der Arbeiter lebt nach den ersten Schüssen noch. Angehörige reißen ihn zurück, denn der Offizier droht, auch ihn zu erschießen. So muss er erleben, wie der Arbeiter mit Pistolenschüssen in den Kopf getötet wird.

Mehr als zwanzig Jahre trägt Fritz Duda das Erlebte mit sich herum, erst 1947 ist er in der Lage, sich malend von der Last zu befreien – mit der stummen Anklage, die das Bild wiedergibt, »Erschießung« (1947).

Das Erlebnis der Erschießung eines für seine Klasse kämpfenden Arbeiters stand am Anfang seiner künstlerischen und politischen Entwicklung. Obwohl von Geburt an behindert an beiden Händen, entschließt er sich, Malerei zu studieren, er wird aufgenommen an der Folkwang-Schule in Essen. Dort trifft er Gleichaltrige und Gleichgesinnte – die Bildhauer Pit Rosenbaum, Bergarbeitersohn wie er, Herrmann Blumenthal, dessen Vater als Werkmeister bei Krupp arbeitet, Fritz Cremer (Buchenwald-Mahnmal). Mit ihnen bleibt er in der revolutionären Bewegung verbunden, auch in Berlin, nach 1924, an der Kunsthochschule am Steinplatz in Charlottenburg. Ganz in der Nähe, im obersten Stockwerk eines Hauses in der Schlüterstraße, hat er sein Atelier. Mit Fritz Cremer und zwei anderen Kunstschülern gründet er den »Roten Studentenbund«. Gemeinsam mit Pit Rosenbaum schließt er sich der KPD- Opposition an.

Ein KPD-O-Genosse aus Charlottenburg berichtet aus dieser Zeit: *»Unser politischer Leiter war Otto Oehring, der später im KZ ermordet wurde. Berüchtigt war in unserem Stadtteil der 'Sturm 33' durch seine ständigen Überfälle auf Arbeiterlokale, besonders in der Krumme und in der Wallstraße. Wir bemühten uns, zur Verteidigung gegen diese Überfälle eine überparteiliche proletarische Klassenwehr zu schaffen, hatten auch zu diesem Zweck schon gute Kontakte zur SAP (Seigewasser), zum*



*Industrieverband für das Baugewerbe, zum SJV, Arbeitersport und Betriebsräten aus den Großbetrieben Loewe, Siemens u.a. – jedoch kamen unsere Bemühungen zu langsam voran. Wir wurden von den Nazis überrollt, besonders weil es schwer war, die Antifa (ehemaliger RFB) zur Zusammenarbeit zu bewegen. Dasselbe gilt vom Reichsbanner.«*

Es ist hier nicht der Platz, auf die innerparteilichen Auseinandersetzungen einzugehen, nur das sei gesagt: Fritz Duda bewies in den Jahren der Nazi-herrschaft durch seine Teilnahme an der illegalen Tätigkeit, z.B. durch die Mitherausgabe und Verbreitung von Zeitungen und Flugschriften, wie falsch es von der KPD-Führung war, ihm und anderen Verrat an der Bewegung nachzusagen, nur weil sie Kritik an der Parteilinie übten.

Auch nach dem Krieg, als er sich für das Leben in der DDR entschied und der SED beitrug, blieb er mit Genossen der KPD-0 in Verbindung. Trotz aller Benachteiligungen; denen er wegen seiner Zugehörigkeit zur Opposition zeitweilig ausgesetzt war, und obwohl er wie viele andere gegen Unverständnis und Mauern bürokratischer Engstirnigkeit ankämpfen musste, blieb er seinen Überzeugungen treu - auch nach dem Zusammenbruch der DDR. Er steht für die besten Traditionen, die die revolutionäre Bewegung in Deutschland hervorgebracht hat.

Anmerkung der Redaktion: Um die Würdigung der Malerei von Fritz Duda in der nachstehend dokumentierten Grabrede von Werner Röhr zu belegen, fehlten uns, um das Bild von ihm zu reproduzieren, 1991 die technischen Voraussetzungen, die heute gegeben sind.

## Werner Röhr, Rede am Grab von Fritz Duda

Verehrte Anwesende, liebe Freunde, liebe Genossen!

Wir haben uns versammelt, um gemeinsam Fritz Duda zu ehren und von ihm Abschied zu nehmen. Wir begraben einen guten und gerechten Menschen, mehr noch, einen kämpferischen Humanisten, der sein ganzes Leben lang seine Kraft, seine Leidenschaft, seine Kunst und sein Wissen für eine bessere und gerechtere, für eine menschenwürdigere Gesellschaft einsetzte. Wir trauern um einen Maler, dessen Bilder nicht wenige Menschen anrührten und aufrüttelten, ihnen aber auch Lebensfreude und Kraft schenkten, dessen – ob verhalten und karg, ob glühend und prächtig – klare und ausdrucksstarke Farben ein Bekenntnis ablegen gegen unterdrückende Gewalt und für Güte, Harmonie und Schönheit. Wir werden auf den Rat und den Zuspruch, auf den Widerspruch und die warmherzige Anteilnahme des Freundes und Mitgenossen verzichten müssen.

Fritz Duda starb am 13. Juli 1991 nach einem langen, tätig erfüllten Leben, einem schweren, unbändigen Leben voller Kämpfe und auch Qualen und doch auch voller Lebensmut und -bejahung.

Als dem Bergmann Adam Duda im Winter 1904 ein Sohn geboren wurde, lag über dem freudigen Ereignis ein schwerer Schatten: Diesem Jungen waren an beiden Händen die Finger zusammengewachsen. Wie sollte er je mit ihnen Kohle fördern? Wie sollte er sich je durch seiner Hände Arbeit ernähren können? Doch dieser Junge lernte nicht nur, sich im Leben zu behaupten, sondern er hatte und entwickelte auch ein Talent und mit ihm seine besondere Weise, sich die Welt anzueignen. Malen wurde Fritz Duda so selbstverständlich wie leben. Wenn wir in den prächtigsten seiner späteren Farbkunstwerke Heiterkeit und Lebensfreude erfahren, wenn wir die Leuchtkraft der Farben einer Malerei, »*die sich durch nichts verdunkeln lässt*« – wie Arnold Zweig einst bekannte –, bewundern, so sei zuweilen auch daran gedacht, wieviel aufgehobene Qual, wieviel überwundene Bitternis solch ein vollendetes Bild voraussetzt.

In den prägenden Grunderlebnissen des heranwachsenden Jungen sind die Farben seiner Heimat, des Ruhrgebietes, vom schweren Leben der Bergarbeiterfamilien und vom offenen Aufeinanderprallen der Klassegegensätze nicht zu trennen. Fritz Duda lernte früh, gesellschaftliche Zusammenhänge zu erkennen und die Aktionen der Arbeiter gegen Krieg und Inflation, gegen Kapp und die Zechenherren verstehen. Später, als Student in Berlin, erwarb er sich das theoretische Wissen dazu. Der Sohn des »*Kohlenpotts*« wurde auch zu seinem Maler. Bilder seiner Heimat, Bilder vom Leben, vom Kampf und der Landschaft der Ruhrbergarbeiter begleiten ihn von den Anfängen als Maler durch fast sein ganzes Leben.

Fritz Duda war von einer ungeheuren Wissbegierde erfüllt. Nichts wollte er ungeprüft glauben, nichts unbe-

griffen kopieren, nichts ohne eigene Einsicht für wahr halten. Diese Wissbegier war durchaus doppelsinnig. Ihm ging es darum, der Wirklichkeit einen eigenen Sinn abzugewinnen, diesen dann aber auch festzuhalten. Fritz Duda schenkte sich und anderen nichts. Er mühte sich, ja quälte sich, Einsicht zu gewinnen, auch bei schwierigen, komplizierten Fragen. Er suchte Rat und Diskussion. Doch Lernen und dann Wissen brachten ihm auch Freude und Gewinn. Hatte er eine Wahrheit gewonnen, eine Überzeugung errungen und einsichtsvoll begründet, so verfocht Fritz Duda sie mit der gleichen Vehemenz, Diskussionsfreudigkeit und Überzeugungskraft, mit der er in jedem Fall eigensinnig auf persönlicher Überprüfung bestand.

Es ist erstaunlich und für einen Maler ungewöhnlich, wie gründlich und wie vielseitig Fritz Duda sich Wissen erwarb. Als er bis 1933 in Berlin Meisterschüler bei Fritz Hofer war, konnte der junge Maler gar nicht umhin, sich mit den verschiedenen zeitgenössischen Richtungen intensiv auseinanderzusetzen, um den eigenen Weg zu finden. Hofer imponierte ihm durch die Klarheit in Farbe und Bildaufbau, auch durch das offene Bekenntnis. Deutlich und nachhaltig wirkte der Impressionismus auf ihn, noch stärker van Gogh und am stärksten Cezanne. Im Bildaufbau und in der Anwendung der Farbe wurde Paul Cezanne vielfach zum Vorbild für den Maler Duda. Bei aller kritischen Aneignung der künstlerischen Entdeckungen anderer blieb für Duda die Hinwendung zur Natur eine unumstößliche Voraussetzung.

Aber der wissbegierige Maler Duda beschränkte sich nicht darauf, sich in die Kunstgeschichte und die Ästhetik zu vertiefen und die Malerei seit Delacroix zu studieren. Ihn trieb es, Einsicht in Wesen und Wirkungen der Farben zu gewinnen; immer wieder unternahm er vergleichende Studien über die Anwendung der Farbe und anderer Gestaltungsmittel. Wie hat Fritz Duda bedauert, dass historisch längst erworbene Kenntnisse über sinnliche wie moralische Wirkungen von Farben für die Ausbildung kaum genutzt wurden. Wie hat er sich empört, dass manche Galerien das natürliche Licht aussperren und durch eine Kunstlichtbestrahlung ersetzen, die seine Farben und auch die anderer Maler verzerrt oder zerstört. Duda fragte stets nach den konkreten Funktionen spezifischer Gestaltungsmittel in der Malerei, er wollte die Entdeckungen und Techniken als Erbe erarbeitet und verarbeitet, nicht aber blind kopiert wissen.

Die Wissbegierde beschränkte sich nicht auf den beruflichen Umkreis des Malers. Er wollte die politischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge begreifen und studierte die wissenschaftliche Literatur. Dudas stets wache Neigung, allen Dingen persönlich auf den Grund zu gehen, machten aus dem Maler einen erkenntnisreichen, klugen und wachen Zeitgenossen mit entwickeltem theoretischem Sinn, dem Lernen und Begreifen zum Bedürfnis geworden war.

Aber Wissbegierde, theoretischer Sinn und Studienfleiß machten aus dem Maler Duda keinen Mann, der sich still ins Studierzimmer oder ins Atelier zurückzog und die Welt Welt sein ließ. So wie er diskussionsfreudig, ja streitbar war, wie er Geselligkeit und Freundschaft liebte, so wollte Fritz Duda teilnehmen und eingreifen, und zwar durch seine Kunst wie durch unmittelbar politische Tätigkeit. Der eigene Sinn, den er der Wirklichkeit abgewann, war immer auf eingreifende Stellungnahme, auf den eigenen Einsatz zur Veränderung gerichtet. Kämpferisch und energisch, mit Verve und Leidenschaft setzte er sich für das als richtig Erkannte ein. Fordernd und helfend, hartnäckig und unerschrocken, dabei selbstlos im Einsatz, war Fritz Duda ein zutiefst politischer Mensch und Künstler. Wer glaubt, seinen politischen Lebensweg seit 1929 von seiner künstlerischen Entwicklung trennen zu können, wer vermeint, letztere allein aus sich selbst zu verstehen, der verkennt Anliegen und Einheit dieses bewusst kämpferischen Lebens. Fritz Duda verstand sein Wirken als praktisch wirksame Aufklärung, als eingreifende Humanität. Ob in politischen Auseinandersetzungen, ob in Diskussionen um künstlerische Gestaltungsfragen anhand eigener oder fremder Bilder, Duda war streitbar und einsatzfreudig, nicht immer duldsam, immer aber ehrlich und nie auf den eigenen Vorteil bedacht. Ein solcher Mensch, ein solcher Zeitgenosse musste notgedrungen in zahlreiche Konflikte fallen, sich wundreiben und auch Niederlagen einstecken.

Auch in seiner Malerei war Fritz Duda nicht bequem. Er selbst nimmt Stellung, und er fordert den Betrachter zur Stellungnahme heraus, will ihn aus Lethargie und Gleichgültigkeit herausreißen, ihn nicht die Augen abwenden lassen, wo er gefordert ist. Dies gilt nicht nur für die Bilder oder Graphiken zu politisch-historischen Lebensfragen der Zeit. Ob bei der Darstellung der Landschaft, der arbeitenden Menschen oder der Opfer wahnwitziger imperialistischer Verbrechen – Dudas Bilder ersparen uns nicht das Erleiden, den Schrecken und den Abscheu. Sie vermitteln diese in gleicher Wahrhaftigkeit, mit der er uns auch seine Freuden mitteilt.

Fritz Duda war sicher ein unbequemer Zeitgenosse – auch und gerade für seine Freunde und Mitgenossen. Ihm eignete jene in Deutschland so seltene Tugend der Zivilcourage auch in den eigenen Reihen. Wer ihn nicht näher oder nur aus öffentlichen Kontroversen kannte, mag seine warmherzige Zuwendung, seine Freundlichkeit und Herzlichkeit nicht erfahren haben. Aber an sie muß an dieser Stelle erinnert werden, denn Freundlichkeit, ja Sanftheit finden sich nicht nur in den geschwungenen Linien mancher seiner Landschaftsbilder, sondern waren eine Seite seines Wesens. Fritz liebte die Kinder, und er liebte die Menschen, indem er das Menschliche an ihnen zu fördern suchte.

1929 trat Fritz Duda in die Kommunistische Partei Deutschlands ein, und zwar gleich in die Opposition, weil er deren Politik gegenüber dem heraufziehenden Faschismus für richtig hielt. In ihren Reihen war er bis 1933 aktiv, in ihren Widerstandsgruppen kämpfte er 12 Jahre lang gegen die faschistische Diktatur. Doch nach der Befreiung 1945 hielt Duda eine selbständige Weiterführung der KPD-0 für politisch verfehlt und zog für sich die Folgerungen.

Folgte man einer modischen Phrase gegenwärtiger Restauration, so holte ihn 1951 die politische Vergangenheit ein. Denn bei der Parteüberprüfung 1950/51 wurde er wegen seiner früheren Zugehörigkeit zur KPD-0 nun aus der SED ausgeschlossen. Die politische Verfemung zog die künstlerische und die bürgerrechtliche nach sich. Die verlogene Phrase verdeckt, dass damals wie heute eine sehr aktuelle politische Gegenwartsentscheidung die Bewertung politischer Vergangenheit bestimmt, und sie entzieht das dahinterstehende Interesse dem Blick und der Analyse.

Fritz Duda überlebte ein halbes Jahrzehnt ohne Auftrag und fast ohne Bildverkauf und auch ohne VVN-Rente. Er überstand dank der Unterstützung von Künstlerkollegen, von denen ich an dieser Stelle Heinrich Ehmsen und Fritz Cremer namentlich nennen möchte. Ihnen sei es gedankt, dass der kommunistische Maler in der ausgeprägt stalinistischen Phase der Entwicklung der DDR nicht zugrunde gegangen ist.

Diese frühen fünfziger Jahre trafen ihn umso schwerer, als Fritz Duda seit 1945 in der ersten Reihe beim Aufbau des »Schutzverbandes bildender Künstler«, bei der Bildung einer »Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Künstler« im Schutzverband, in der »Gewerkschaft Kunst und Schrifttum«, im »Bild der Zeit« und im »Verband bildender Künstler« mitgewirkt hatte. Er gehörte zu jenen kulturpolitisch tätigen Künstlern, die durch ihre Kunst wirksam Einfluss auf die Gestaltung einer neuen Gesellschaft nehmen wollten.

Die Erfahrungen und die notwendigen Gewohnheiten des 12-jährigen illegalen Kampfes, aber auch jene der ersten Hälfte der fünfziger Jahre waren nicht wie ein Stück Garderobe einfach abzulegen. Sie blieben in Gewohnheiten, Bedürfnissen und im Selbstbild des Künstlers gegenwärtig. Aber Fritz Duda war nicht etwa deshalb ein unbequemer Zeitgenosse, weil er misstrauisch blieb oder verbittert gewesen wäre. Seine persönliche Aufrichtigkeit, sein ebenso offenes wie polemisches Eintreten vertrugen sich schlecht mit der Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit von Zeitgenossen, die dort die Augen abwandten, wo Fritz hinsah, oder dort schwiegen, wo Zivilcourage gefordert war. Ihm waren Opportunismus und Heuchelei ebenso zuwider wie subjektivistische Nabelschau oder Sentimentalität.

Über Fritz Dudas Bilder hat Carola Gärtner-Scholle mit genauer Kenntnis und großem Verständnis geschrieben. 1948 polemisierte sie gegen die herablassende Art, den damals Mittvierziger als Nachwuchskünstler zu benennen, weil er ja in der Nazizeit nicht ausstellen durfte: »Nur solche, die selbst 12 Jahre auf der Stelle traten oder lavierten«, könnten dies tun. Durch einen Bombenangriff hatte der Maler 1944 sehr viele Arbeiten verloren. Duda hat in seinem langen Leben nicht viele Ausstellungen gehabt, deren Zweck eine Übersicht über sein Werk war: erstmals 1935 bei Gurlitt in Berlin, dann 1948 in der Galerie Franz in Berlin, 1959 in der Kleinen Galerie Pankow, 1962 in der Bücherstube in Berlin und schließlich die großen Ausstellungen 1964 zum 60. Geburtstag, 1974 zum 70. und 1989 zum 85. Geburtstag, die uns allen noch frisch im Gedächtnis ist.

Bis zur 111. Deutschen Kunstausstellung galt der Maler Duda durchaus als »modern«, er gewann auch künstlerisch unmittelbar Einfluss. Seit dieser Ausstellung galt derselbe Künstler mit denselben Malereien als »Formalist«. Wenn sich nach 1956 seine Palette merklich aufhellte, dann hat das zweifellos mit dem Erlebnis der Farben Bulgariens zu tun. Mehr noch haben zunehmende Heiterkeit und frohe Farbtöne, die Glut und Pracht seiner Farben steigern, mit der gesellschaftlichen und auch persönlichen Befreiung von stalinistischer Bedrückung zu tun.

In allen Genres und in allen Phasen seiner Malerei hat Duda einige wenige Maximen festgehalten, die ihn »absolut original« machten, wie Gärtner-Scholle es nannte. Duda ist Kolorist, die Farbe sein Element. Die Farbe ist nichts, was diesen Bildern notfalls auch entbehrlich wäre. »Der Maler Duda baut mit Farben. Nichts ist zufällig da, jede Komponente wiegt haargenau gegen die andere«, schrieb sie 1948. »Die Farbe dankt es ihm durch frappante Wirkungen, eine ganz neue, ganz seine Harmonie, einen eigenen, sehr gekonnten Schmelz der Valeurs, manchmal in Kleinstadt und Blumenstücken, eine distanzierte, doch beglückende Heiterkeit. Aber die Kohlenhalden der Heimat beherrschen den Horizont der Schau, viel Blau, doch welche Skala.

Dudas Kunst war ihm niemals Selbstzweck, auch wollte er nicht durch formale Effekte verblüffen. Ihm ging es darum, seinem Erleben Ausdruck zu geben und diesem Ziel die Gestaltungsmittel unterzuordnen. Die Respektierung der Realität der Erscheinung war dazu Voraussetzung. Doch hieß dies nie, einem falschen Schein nachzugeben. Vielmehr spürte er ihr mit großer Subtilität nach, rang er um Lebenswahrheit. »Er hat etwas zu sagen, darum spricht er deutlich zu allen Menschen.« (C.Gärtner-Scholle)

Sein unbändiges menschliches Verlangen nach dem Einklang von Natur und Geschick, von Güte und Harmonie verhindert sich mit Empfindung und Eindringlichkeit,

dort, wo er lyrisch Harmonie in heiteren Farben preist, und ebenso dort, wo er das geschundene und erblindete Grubenpferd noch mit dessen dankbarer Empfindung für letzte Tage am Licht malt.

Duda ist Kolorist aus Neigung und Überzeugung, ja er ist geradezu farbenhungrig. Doch eine plakativ-dekorative Kunst ist seine Sache nicht. Schätzte er an Hofer Klarheit und Bekenntnis, so bewunderte er an Mathias Grünewald dessen kämpferische Expressivität.

Fritz Duda malte in vielen Genres. Nicht alles gelang ihm gleichermaßen. In Landschaft und Blumenstück entfaltet sich seine Palette am farbenprächtigsten. Doch selbst im schönsten Blumenbild malt er keine Idylle. Und er ist dort am überzeugendsten, wo ihn das Ausdrucksbedürfnis überwältigt. »Echt ist das alles« – schrieb Gärtner-Scholle –, »ein Mensch unserer Zeit legt Bekenntnis ab, einer, der sich nichts erspart, von nichts schnell fortsieht, um es zu vergessen. Nirgendwo Phrase, Freske oder versuchte Monumentalität.«

Fritz Duda war auch als Kolorist ein Sohn des Ruhrgebietes und blieb es als Wahlberliner. Er gehörte mit Rosenhauer und Niemeyer-Holstein zu jenen Malern der DDR, die diese Farbkultur repräsentierten und hochhielten.

In seinen letzten Lebensjahren war Fritz Duda krank und konnte sich kaum noch fortbewegen. Seine Hoffnung, wieder an der Staffelei arbeiten zu können, bleibt nun unerfüllt. Ich möchte hier und heute allen jenen herzlich Dank sagen, die ihm in diesen Jahren halfen, die ihn umsorgten und unterstützten, die ihn behandelten und pflegten, und auch jenen, die ihn besuchten und erfreuten. Ich danke seinen Ärzten, Schwestern und Pflegerinnen, der Nachbarin Eugenie Sandberg, den Freunden Waltraud Petersen und Arno Fleischer, vor allem aber Jödis Averdung. Ich danke allen hier nicht namentlich zu nennenden Kollegen und Freunden.

Sie alle aber möchte ich auch bitten, durch ihre Initiativen und nach Ihren Möglichkeiten dazu beizutragen, dass das künstlerische Werk von Fritz Duda nicht ebenso behandelt und missachtet wird wie das Volkseigentum der DDR. Verehrte Anwesende, wir ehren Fritz Duda, den Poeten der Farbe, den aufrechten und aufopferungsvollen politischen Kämpfer am besten so, wie der von ihm verehrte Erich Mühsam in seiner »Ehrung der Toten« dichtete:

**War ein Kampf des Lorbeers wert,  
spart dem Tod die Spende,  
– aber nehmt des Toten Schwert!  
Führt den Kampf zu Ende!**

**Wollt ihr denen Gutes tun,  
die der Tod getroffen,  
Menschen, lasst die Toten ruhn  
und erfüllt ihr Hoffen!**



Fritz Duda, »Kohlehalden«, ca. 1927



Fritz Duda, »Fischerboote in Koserow«, 1948/49



Werner Röhr, ca. 1980

## **Arbeiterpolitik**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: A. Karaberis  
Herstellung und Vertrieb: GFSA – Gesellschaft zur Förderung des  
Studiums der Geschichte der Arbeiterbewegung e.V.  
GFSA e.V. • Postbank Hamburg • BIC: PBNKDEFF  
IBAN: DE 28 2001 0020 0410 0772 05  
Zuschriften an: GFSA e.V. • Postfach 106426 • 20043 Hamburg  
e-mail: arpo.berlin@gmx.de • Internet: [www.arbeiterpolitik.de](http://www.arbeiterpolitik.de)